

Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozeß biographischer Materialien. Zum Konzept einer „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens“ zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft¹

Katja Mruck und Günter Mey

Alle Deutungen sind vorläufig; sie werden von Subjekten gegeben, die von einer bestimmten Position aus sprechen und darauf vorbereitet sind, bestimmte Dinge zu erkennen, andere jedoch nicht.

Renato Rosaldo

Die Schweigsamkeit der wissenschaftlichen Subjekte

Das Problem der Subjektivität hat die Geschichte der abendländischen Wissenschaften, begleitet von unterschiedlichen Lösungsversuchen, seit ihren Anfängen durchzogen. Der bis heute weitreichendste, programmatisch formuliert in Bacons „von uns selbst schweigen wir“, führte zum Ausschluß der Subjektivität der Forschenden bzw. zu der Formulierung einer subjektfreien „Logik der Forschung“ (Popper 1984). Obwohl diese – orientiert am Modell der Naturwissenschaften – ihren Alleinvertretungsanspruch für wissenschaftliches Handeln überhaupt zu wahren sucht, waren und sind die Einwände gegen die Konstruktion einer objektiven Erkenntnis zahlreich: So verwenden aktuellere wissenschaftstheoretische Konzeptionen „Begriffe wie ‚Logik‘ oder ‚Denkform‘ lieber im Plural“ und signalisieren damit den „Verzicht auf die Suche nach einer einheitlichen Strategie im Erwerb und bei der Überprüfung von Wissen“ (Perger 1996, S. 1). Die nach-Kuhnschen Reflexionswissenschaften befassen sich nach der „Entzauberung der Wissenschaft“ (Bonß & Hartmann 1985) mit der Sozio- und Psychologik von Forschung und explizit wird, z.B. von Rauschenbach (1991, 1996), die Wiedereinführung des Erkenntnissubjekts in die Wissenschaft gefordert – „von uns selbst aber sprechen wir“.

¹ Wir danken den Studierenden und Kolleg(inn)en, die eine frühe Version dieses Textes kritisch gelesen und kommentiert haben. Die unterschiedlichen Lesarten, Reaktionen und Anmerkungen waren für uns fruchtbar und wertvoll. Besonderer Dank gebührt den Teilnehmer(inne)n der *Projektwerkstatt*, mit denen und von denen wir viel gelernt haben.

Die Psychologie als akademische Disziplin hat sich vor den Unwägbarkeiten einer Beschäftigung mit Subjektivität in einen quantitativen Dornröschenschlaf zu retten versucht, der lange Zeit nur von einzelnen Mahnern unterbrochen wurde (hier sind für den deutschsprachigen Raum in den letzten Jahrzehnten vor allem Graumann, Holzkamp, Jüttemann und Thomae zu nennen). Mittlerweile zeichnet sich jedoch – auch auf seiten angloamerikanischer Psycholog(inn)en (vgl. hierzu Smith, Harré & Van Langenhove 1995a, 1995b) – eine etwas selbstbewußtere Verwendung qualitativer Forschungsstrategien ab: Entgegen der von quantitativer Seite vorgenommenen Konzeptualisierung von Subjektivität als Störvariable, die im Forschungsprozeß kontrolliert bzw. eliminiert werden soll, wird der Verzicht auf eine Hypothesenbildung ex ante, der Einbezug der „Sicht der Subjekte“ (Bergold & Flick 1987) in alltagsweltliche und veränderungsoffene Untersuchungssituationen, sowie eine angemessene Berücksichtigung der kommunikativen Verfaßtheit einer Untersuchung von Subjekten durch Subjekte gefordert.

Gleichwohl bleibt auch für die qualitative Forschung die Subjektivität insbesondere der Forschenden ein sperriges und irritierendes Phänomen. Die Vorwürfe des quantitativen Mainstreams, denen zufolge der Subjektivitätsverdacht sehr schnell in die Nähe von Unwissenschaftlichkeit führt, haben – ebenso wie tiefgreifende Unsicherheiten und Ängste auf seiten qualitativer Forscher(innen) – trotz teilweise anderslautender Prämissen zu einem Fortdauern des „Phantoms der Störungsfreiheit“ (Mruck & Mey 1996a) geführt: So folgt auch qualitative *Forschungspraxis* weiterhin meist „dem illusionären ‚naturalistischen‘ Ideal der von Versuchsleitereinflüssen unverzerrten Protokollierung von Beobachtungen“ (Fleck 1992, S. 754). Die eigene Involviertheit in den Prozeß der Datenerhebung und -auswertung wird bestenfalls in editorische Vor- und Nachbemerkungen verbannt. Auf seiten qualitativer *Methodologien* finden sich zum einen vermehrt Versuche, statistikähnliche, qualitative Regelsysteme auszuarbeiten (siehe hierzu insbesondere die Arbeiten von Mayring 1988 zur qualitativen Inhaltsanalyse und die zunehmende Formalisierung der Grounded Theory durch Strauss & Corbin 1995). Zum anderen und damit teilweise zusammenhängend ist derzeit eine Tendenz feststellbar, die im Anschluß an die von Fuchs und Berg (1993) für die Ethnologie vorgenommene Charakterisierung als „textuelle Wendung“ in den Sozialwissenschaften bezeichnet werden kann. Ziel dieser auf Textwissenschaft reduzierten qualitativen Sozialforschung bleibt – trotz einiger moderner kognitiver und linguistischer Einsprengsel – der zu explizierende oder zu entdeckende Sinn der anderen, der Beforschten. Das qualitative Pendant zu dem welt- und selbstvergessenen Experimentator, der als Erbe des „bestallten Richters“ Kants versucht, „die Natur zu nötigen“, seine Fragen zu beantworten, ist der einsame Textwissenschaftler, der sich durch Berge von Interviewmaterial hindurch bemüht, zu den Merkma-

len seines Gegenstandes vorzudringen bzw. diese zur Emergenz zu veranlassen. Doch seine Bemühungen scheinen vergeblich, und Devereux' Diagnose in bezug auf experimentelle Untersuchungspraxen, aus der folgt, daß „jede Sozialwissenschaft ..., wie sie im Augenblick praktiziert wird, eine Form der Autobiographie“ (La Barre 1992, S. 10) hervorzubringen neigt, trifft u.E. auch für qualitative Forschungsarbeiten zu: Das Idiosynkratische der einsamen Deutungsarbeit wird offensichtlich, wenn es mit den Ergebnissen anderer Interpret(inn)en am gleichen Material konfrontiert wird. So hält z.B. Mertens angesichts der Beobachtung, „wieviele Deutungen und Rekonstruktionen sich bei kasuistischen Seminaren anlässlich eines Falles ergeben können“ (1993, Bd. 2, S. 137), zumindest für nachdenkenswert, ob für psychoanalytische Deutungsarbeiter(innen) nicht in Teilen eher die Metapher des „Dichters“ denn die des „Archäologen“ naheliegender sein könnte; ein Eindruck, der sich in Anbetracht unterschiedlicher Schulrichtungen noch verstärkt: „Wer sich mit narzißmus-theoretischen Fragestellungen längere Zeit beschäftigt hat, erblickt in nahezu jeder Erzählung seiner Patienten Probleme der Selbstwertregulation. Dem Kernberg-Anhänger springt die manipulierende Tendenz seiner Patienten ins Auge, die ihn auf aggressive Weise als Objekt verwenden wollen, der Kohut-Adept fokussiert auf die Spiegelungsdefizite, ausgelöst durch unempathische Eltern, Kleinianer suchen nach versteckten Penissen, Anhänger von Bion spüren die Container-Wünsche ihrer Analysanden auf und Freudianer wittern hinter jeder Deckerinnerung die Urszene.“ (a.a.O.) Mertens Schilderung läßt sich auf nicht-klinisch und nicht-psychoanalytisch orientierte Psycholog(inn)en und Sozialwissenschaftler(innen) ausdehnen: Es bleibt nicht folgenlos für Interpretationen, ob sie von einer behavioristischen oder kognitiven Warte, von einer realistischen oder konstruktivistischen Position, von Verfechter(inne)n z.B. von Erwartungs-Wert-Modellen oder durch das „konversationsanalytische Mikroskop“ eines „neugierigen Botanisierers“ (Wolff & Meier 1995) geleistet werden, der am Ende ebenfalls als Ergebnis erhält, was er als Textarbeit hineinsteckt hat, nämlich daß sich Gespräche „nicht auf Persönlichkeitsstrukturen oder Phantasien der Beteiligten reduzieren [lassen]. Sie bestehen aus einer endlosen Sequenz aufeinander bezogener Kommunikationszüge“ (a.a.O., S. 86) – Eigenschaftstheoretiker(innen) wären sicher zu anderen Resultaten gekommen.

Was bedeutet es, diese Überlegungen vorausgesetzt, wenn die Deutungsarbeit statt von einem einzelnen Forscher bzw. einer einzelnen Forscherin von einer Gruppe von Forscher(inne)n geleistet wird? Ergibt sich aus dem Zusammentragen verschiedener Deutungsperspektiven, aus der gemeinsam in der Gruppe vollzogenen Dezentrierung, eine Annäherung z.B. an (biographische) Wirklichkeiten? Oder wird auf diesem Wege lediglich ein weiterer „kollektiver/kultureller/subkultureller Konsens [geschaffen] ..., der seinerseits kritisch zu analysieren ist“ (Jaeggi & Faas 1991, S. 6)?

Versuche jenseits der einsamen Textwissenschaft

Versuche einer Rekonzeptualisierung der Beziehung zwischen Forschungssubjekt und Forschungsobjekt, die im Unterschied zu der „textuellen“ als „reflexive Wendung“ bezeichnet werden können, werden in der deutschsprachigen Psychologie insbesondere im Rahmen der psychoanalytischen Sozialforschung unternommen. So versteht z.B. Volmerg (1988) Forschung als konkretes Handeln im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft, Persönlichkeit der Forschenden und dem jeweiligen Untersuchungsfeld. Nicht nur die Subjektivität der Forschenden wäre hiernach unumgänglich und als Erkenntniszugang zu nutzen, sondern auch die „Mikropraktiken des Wissenschaftssystems“ (Rabinow 1993) werden im Rahmen konkreter Forschungsarbeiten als reflexionsbedürftig erachtet, da sie in die Gegenstandskonstruktionen einfließen bzw. die Auseinandersetzung mit dem Gegenstand von der Fragestellung bis hin zur schließlichen Ergebnisdarstellung wesentlich mitstrukturieren. (Der Versuch einer Re-Konstruktion am Beispiel einer eigenen Forschungsarbeit findet sich in Mruck & Mey 1996b.) Eine in diesem Sinne „reflexive Wendung“ vollziehen auch Breuer (1996a) und Mitarbeiter(innen) mit ihrem „qualitativen Forschungsstil“; teilweise ähnliche Bemühungen finden sich in der Strategie des „Co-operative Inquiry“ von Reason und Heron (1995).

Mit Breuer verstehen wir Daten, die wir als qualitative Sozialwissenschaftler(innen) erheben, „prinzipiell als interaktiv, sozial, sub-/kulturell, situativ und kontextuell konstituierte ‚Hervorbringungen‘ der beteiligten Personen“ (1996b, S. 16). Da wir mit den vorgenannten Autor(inn)en davon ausgehen, daß Beobachtungen und Interpretationen von den (wissenschaftlichen) Subjekten abhängen, die beobachten und interpretieren, und dies nicht als mit methodologischem Fortschritt behebbares Manko oder als „epistemologische Katastrophe“ (Breuer 1989) begreifen, sondern als unhintergehbare Voraussetzung jeglichen Forschens, stellt sich die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen einer Reflexion der Subjekt- und Standortgebundenheit von Deutung im Rahmen des qualitativen Forschungsprozesses, die über die Arbeit einsamer Textwissenschaftler(innen) hinausweist. Den Versuch einer forschungspraktischen Umsetzung werden wir im folgenden am Beispiel der *Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens* (PW) skizzieren. Es geht uns dabei weniger darum, konkrete Auswertungsvorschläge zu unterbreiten, sondern es soll nachvollziehbar gemacht werden, in welcher Weise qualitative Deutungsarbeit in Gruppen organisiert und vollzogen werden kann. Da die Notwendigkeit von qualitativen Deutungsgruppen bzw. von Forschungssupervision zwar sporadisch betont wird, ausgearbeitete Konzepte aber weitgehend fehlen, haben wir uns in der eigenen Arbeit, wenn nötig, in verwandten Bereichen – z.B. der Supervisions- und Gruppenpsychotherapieforschung – kundig zu machen versucht. Im vorliegenden Zusammenhang beschränken wir uns auf eine möglichst konkrete Be-

schreibung der PW bzw. nehmen nur dann auf das Einfließen derartiger Modelle Bezug, wenn es sinnvoll erscheint, um unsere Arbeit zu verdeutlichen.

Die Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens

Die PW ist aus der Einzelbetreuung qualitativer Diplomarbeiten entstanden, bei denen im Rahmen gemeindepsychiatrischer Feldforschungsstudien die enge und langdauernde Begegnung mit teilweise hospitalisierten, chronisch psychisch kranken Menschen Forschungssupervision erforderlich gemacht hatte.² Im Unterschied zu der „Forschungswerkstatt“ von Breuer et al. (vgl. Breuer 1996c, S. 122ff.), an der bis zu 20 Personen mitarbeiten und die in der Vorlesungszeit in zweiwöchentlichem Turnus durchgeführt wird, besteht eine PW aus einer geschlossenen Gruppe von vier bis sieben Personen, die sich in der Regel wöchentlich für ca. drei Stunden und auch in der vorlesungsfreien Zeit treffen. Insofern bilden unsere Erfahrungen interessante Kontraste zu den von Breuer et al. berichteten, denen zufolge die Mitarbeit in der Forschungswerkstatt insbesondere zu Beginn des Arbeitens fruchtbar ist, während in späteren Phasen die „Expertise, die dann notwendig ist, um kompetent über ihren Erkenntnisfortschritt mitzusprechen, ... im Rahmen des Kolloquiums kaum noch unterstellt oder hergestellt werden [kann]“ (Breuer 1996c, S. 125). Die kleinere Gruppengröße, verbunden mit einem festen Kreis von Teilnehmenden, trägt zudem wesentlich zum Entstehen von Kontinuität und Intimität bei, wodurch eine von uns als zentral erachtete Aufgabe erst möglich wird: Während in der von Breuer beschriebenen Gruppe „Dynamiken in der Zusammenarbeit ... üblicherweise nicht besprochen [werden]“ (a.a.O., S. 123), besteht ein Teil der Deutungsbemühungen in der PW gerade darin, Bezüge zwischen den subjektiven Reaktionen der einzelnen Forschenden, den „Dynamiken in der Zusammenarbeit“ und dem zu bearbeitenden Material probeweise herzustellen.

Bisher liegen Erfahrungen mit fünf Gruppen vor, von denen drei mittlerweile abgeschlossen sind. Aufgrund des für uns hohen Arbeits- und Zeitaufwandes wurden unterschiedliche Formen der Gruppenleitung erprobt (an einigen Gruppen nehmen wir kontinuierlich teil, an anderen nur einmal pro Monat, wobei diese Gruppen ihre Sitzungen wöchentlich in Selbstverantwortung organisieren und ausführlich protokollieren; die Aufzeichnungen werden anschließend von uns kommentiert). Das Spektrum der erstellten Untersuchungen umfaßt u.a. klinisch-psy-

² Die Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens wird seit Herbst 1994 an der FU Berlin von der Erstautorin durchgeführt, der Zweitautor nutzte Teile der Konzeption für eine *Projektwerkstatt qualitative Jugendforschung*, die er im Rahmen des universitären Grundstudiums im Fach Entwicklungspsychologie an der TU Berlin anbietet. Alle erwähnten Beispiele entstammen den Gruppen, mit denen die Erstautorin arbeitet.

chologische Fallstudien zur Genese der Narkolepsie, zu luziden Träumen, Eßstörungen, Suizidalität etc. und mikrosoziologische Studien z.B. zu Interaktionsproblemen von ausländischen Student(inn)en in Deutschland oder zur Rekonstruktion der Entscheidung für Zwangsbehandlungen in psychiatrischen Krankenhäusern.

Das Modell der „Themenzentrierten Interaktion“ als heuristischer Rahmen für die Arbeit in der Projektwerkstatt

Die Strukturierungsvorschläge für die Arbeit in der PW sind bewußt flexibel gehalten. Am ehesten folgen wir den Überlegungen, die Ruth C. Cohn (1991) für die „Themenzentrierte Interaktion“ (TZI) vorgeschlagen hat. Ausgehend von gruppentherapeutischen Erfahrungen hatte sie versucht, das dort erlebte „leidenschaftliche Interesse“ und „lebendige Lernen“ auf Bereiche wie das „akademische Lernen“ auszudehnen: „Es hatte mich immer wieder in Erstaunen versetzt, in welchem Ausmaß Mitglieder therapeutischer Gruppen ... ein ungeheuer anregendes und nutzbringendes Lernen erlebten, während die meisten Studenten in Hörsälen das Studieren als trocken und nicht bereichernd quasi erduldeten.“ (Cohn 1991, S. 111) Auf der Grundlage von ethisch-sozialen, pragmatischen und anthropologischen Axiomen, zu denen u.a. gehört, daß Menschen über „physische, emotionale und intellektuelle Bedürfnisse und Erfahrungen [verfügen], die nicht separiert werden können“ (Langmaack 1991, S. 12), entwickelte Cohn ein Verständnis von Interaktionen in Gruppen entlang der Eckpunkte Individuum (*Ich*), Thema bzw. Arbeitsaufgabe (*Es*), Gruppe (*Wir*) und dem die Eckpunkte umgebenden, sozialen, politischen und kulturellen System (*Globe*). Während das „akademische Lernen ... sich fast nur auf das ‚Es‘ (das Thema), das psychologische auf das ‚Ich‘, die Gruppentherapie auf das ‚Ich-Wir‘ [bezieht]“ (Cohn 1991, S. 115), ist es Ziel der TZI, eine „dynamische Balance“ zwischen diesen Bereichen herzustellen. Da diese Balance jedoch immer nur vorläufig sein kann – das TZI-„Dreieck“ somit fortwährend Gefahr läuft, entweder „Sach-“ oder „Beziehungstorso“ (Langmaack 1991) zu werden –, obliegt es der Gruppenleitung, mit Hilfe verschiedener technischer Regeln bzw. Vereinbarungen möglichen „Ich-“, „Wir-“ oder „Themen-Defiziten“ entgegenzuarbeiten. Zu diesen Regeln gehören insbesondere die beiden Grundpostulate „sei dein eigener Chairman“ und „Störungen haben Vorrang“, d.h. zum einen die Aufforderung an alle Teilnehmenden, sich eigene Bedürfnisse und Bestrebungen, Möglichkeiten und Grenzen in der konkreten Gruppensituation möglichst bewußtzumachen und die Verantwortung für die eigene Person zu übernehmen, zum anderen der Hinweis auf die Notwendigkeit, all dem, was im

Verlauf der Sitzung „jemanden abhält, ... am eigentlichen gemeinsamen Thema mitzumachen“ (Langmaack 1991, S. 87), die Aufmerksamkeit zu schenken, die es sich ohnehin verschafft, denn „Störungen haben de facto Vorrang, ob Direktiven gegeben werden oder nicht. Störungen fragen nicht nach Erlaubnis, sie sind da: als Schmerz, als Freude, als Angst, als Zerstreuung“ (Cohn 1991, S. 122). Beide Postulate laufen dem üblichen Ablauf in Arbeitsgruppen und -teams zuwider: insbesondere das Störungspostulat wurde auch in einigen Gruppen, mit denen wir arbeiten, zumindest zu Beginn als zeitraubend und hinderlich eingeschätzt, da es zu persönlichen Themen führe, die *nicht zur Sache* gehörten. Dem stand jedoch in der Folgezeit meist die Erfahrung entgegen, daß von einzelnen thematisierte Störungen auch auf Probleme in der Gruppe bzw. auf inhaltliche Schwierigkeiten mit dem jeweils zu bearbeitenden Thema verwiesen. Zudem hat die Nichtbeachtung von Störungen gerade im Zusammenhang mit biographisch sensiblem, qualitativem Material teilweise „schwerwiegende Folgen und führt im schlimmsten Fall zu Explosionen am ungeeigneten Ort zu ungeeigneter Zeit, abgesehen davon, daß es Menschen demotiviert und krankmacht“ (Langmaack 1991, S. 90). Neben diesen beiden Postulaten, die nach Cohn „Klarstellungen existentieller Phänomene sind und nicht austauschbare Spielregeln“ (Cohn 1991, S. 123), wurden im Rahmen der TZI eine Reihe von Hilfsregeln bzw. Verabredungen für den konkreten Umgang in Gruppensituationen entwickelt (vgl. auch Langmaack & Braune-Krickau 1993 und deren „Anregungen zum Planen und Leiten von Gruppen“).

Die TZI hat in verschiedenen Praxisfeldern Verwendung gefunden. Eher selten ist ihre Anwendung im akademischen Bereich, in dem weiterhin meist eine „von jeder persönlichen Erfahrung gereinigte Atmosphäre“ (Mann & Thomas 1991, S. 154) vorherrschend zu sein scheint. Im eigenen Konzept dient die TZI zum einen als Modell zur Klärung und Bewußtmachung der im Forschungsprozeß wirksamen Einflußgrößen, zum anderen als Hilfestellung bei dem Versuch, ein Arbeitsklima zu schaffen, in dem die notwendige Auseinandersetzung mit diesen Faktoren überhaupt möglich ist.

Phasen des Arbeitens in der Projektwerkstatt

Der übliche *Ablauf der Einzelsitzungen* sieht vor, daß zu Beginn ein „Blitzlicht“ mit allen Teilnehmenden stattfindet. Danach werden organisatorische Fragen und Inhalt und Reihenfolge der Schwerpunktthemen vereinbart: Themen können entlang der individuellen Wünsche und deren Aushandlung in der Gruppe gleichermaßen „die Lösung von Sachaufgaben, ebenso die Bearbeitung persönlicher Probleme oder die Klärung von Beziehungen, das Durcharbeiten von Lern- und

Diskussionsstoff [sein]“ (Langmaack 1991, S. 63). In der Regel werden in einer dreistündigen Sitzung zwei Einzelbeiträge behandelt, an besonders wichtigen oder arbeitsintensiven Punkten eventuell längere Zusatztermine angesetzt.

Die Beschäftigung mit der Ebene des „Ich“, d.h. mit der Art und Weise, in der die oder der einzelne an der Arbeit der Gruppe und am Thema teilhat bzw. sich, infolge von „Störungen“, verschließt und ebenso mit der Ebene des „Wir“, d.h. mit denjenigen Dynamiken, die damit verbunden sind, daß „eine Anzahl von Menschen ... am gleichen Ort, zur gleichen Zeit, am gleichen Thema beschäftigt sind“ (Langmaack 1991, S. 51), erstreckt sich über den gesamten Zeitraum. Gleichwohl lassen sich für die PW als qualitative Forschungsgruppe im *Gesamtverlauf* verschiedene Phasen unterscheiden, in denen sie teilweise unterschiedliche Funktionen wahrnimmt. So überwiegt insbesondere zu Beginn die *Colloquiumsfunktion*, bei der einerseits die Vorstellung und Diskussion des jeweiligen Standes einer Einzelarbeit im Vordergrund steht, andererseits die Anleitung bzw. das gemeinsame Erarbeiten qualitativer Erhebungs- und Auswertungsstrategien. Als *Interpretationsgemeinschaft* fungiert die PW, indem entlang der Fragen und Instruktionen der Verfasserin oder des Verfassers einer Einzelarbeit alle Teilnehmenden z.B. qualitatives Interviewmaterial deuten bzw. ihre Deutungen zusammentragen und in der Gruppe besprechen. Da in diesem Zusammenhang die Persönlichkeit und die biographischen Eigenheiten der Interpret(inn)en bedeutungsvoll werden, besteht ein Teil der *supervisorischen Funktion der PW* darin, soweit möglich Bezüge zwischen den Deutungen und den jeweils deutenden Personen bzw. der Gruppensituation herzustellen und in der Folge zu einer Dezentrierung bzw. zu einer Strukturierung der Zusammenschau von Perspektiven beizutragen. Zudem übernimmt die PW supervisorische Aufgaben im Sinne einer Entlastung und Unterstützung insbesondere in den Anfangs- und Schlußphasen der Einzelarbeiten, in denen – neben themenbezogenen Aufgaben, (berufs-) biographischen Einflüssen aus dem „Ich“ und gruppenspezifischen aus der konkreten Gruppenkonstellation – häufig Belastungen aus unterschiedlichen Regel- und Bezugssystemen thematisiert werden: Hierzu gehören z.B. soziale und materielle Abhängigkeiten oder Notlagen der Teilnehmenden, ihre Zugehörigkeit zu anderen Bezugsgruppen, die Arbeitsmarktsituation für Psycholog(inn)en und damit einhergehende Erwartungen und Ängste, sowie aus der Einbettung in den Wissenschaftskontext resultierende Antizipationen, Verunsicherungen, Anforderungen (u.a. durch die Vorgaben der Prüfungsordnung für den Diplomstudiengang Psychologie; durch die im Institut durch Lehrende bzw. Gutachter[innen] vertretenen methodisch/methodologischen und theoretischen Orientierungen; als Standards qualitativer Forschung, wie sie von uns als PW-Leitung vertreten werden).

Im folgenden werden zunächst die Phasen des Arbeitens in der PW kurz skizziert. Daran anschließend wird an einigen Beispielen – dem Umgang mit

dem Blitzlicht, dem Prozeß der Mottofindung sowie einer problematischen Gruppensituation – verdeutlicht, wie wir versuchen, das komplexe Netz von interpret(inn)en-, gruppen- und textabhängigen Einflüssen für den qualitativen Auswertungsprozeß zu nutzen.

Erste Phase: Die Projektwerkstatt als Colloquium

In dieser Phase steht die Vorstellung der einzelnen Forschungsanliegen und ihre Präzisierung in der Gruppendiskussion, sowie die methodische Beratung und Begleitung des Feldzugangs bis hin zum Fertigstellen des ersten Interviewtranskripts im Vordergrund.

Bezogen auf die inhaltliche Präzisierung der Untersuchungsthemen und das erste Sondieren von Gegenstandswissen fungiert die PW angesichts der Unterschiedlichkeit der Forschungsfragen vor allem als Informations- und Hinweisbörse z.B. für Literaturzugänge oder wichtige Gesprächspartner(innen), indem das jeweilige „Kontextwissen“ der Teilnehmenden – „dazu gehören nicht nur ... Fachwissen und ... Forschungserfahrungen, sondern auch ... persönliche Erfahrungen“ (Strauss 1994, S. 36) – zusammengetragen wird. Bezogen auf die zu verwendenden Erhebungs- und Auswertungsverfahren, von denen mittlerweile auch für qualitative Untersuchungen eine recht große Zahl vorliegt (vgl. für einen Überblick Flick et al. 1991 und Schäfer 1995), gehen wir davon aus, daß mit der „Wahl einer wissenschaftlichen Methodik als eine[r] Festlegung hinsichtlich des Modus' der Interaktion mit dem fokussierten Gegenstand [auch] ... eine Entscheidung über die Wahl der Fakten [getroffen wird]“ (Breuer 1996b, S. 9). Unsere Aufgabe als Gruppenleitung besteht deshalb zunächst darin, bei den Teilnehmenden eine – im Laufe des Studiums zumeist nicht erworbene – Sensibilisierung für den qualitativen Forschungsprozeß „als Abfolge von Entscheidungen“ (Flick 1991, S. 148) zu initiieren. Gemeinsam wird sukzessive herauszuarbeiten versucht, welche Erhebungs- und Auswertungsverfahren bezogen auf die je konkrete Forschungsfrage, den Personenkreis, der beforscht werden soll, die Persönlichkeit der Forschenden und in dem Rahmen einer Qualifikationsarbeit Vorteile oder Probleme beinhalten können: Z.B. war das „narrative Interview“ (Schütze 1983) für Gespräche mit langjährig hospitalisierten Menschen weitgehend ungeeignet, teilweise mußte, wenn massive Ängste vor technischen Geräten bestanden, auf eine Tonbandaufnahme verzichtet und auf alternative Dokumentationsmöglichkeiten zurückgegriffen werden (vgl. Ciuni 1996). Die von einer Interviewerin präferierte Selbstpräsentation durch sexuell aggressive Kleidung erwies sich als besonders reflexionsbedürftig, als diese Interviews zu weiblicher Sexualität durchführte (wichtig sind im diesem Zusammenhang die Überlegungen von Devereux [1992] zur Notwendigkeit der

Reflexion des „Reizwertes“, der einem Forscher oder einer Forscherin bezogen auf ein je konkretes Gegenüber zukommt).

Im Anschluß an bzw. im Verlauf dieser Nährungs- und Klärungsversuche werden unterschiedliche Zugangswege je nach Untersuchungsfeld bzw. Zugänglichkeit von Interviewpartner(inne)n besprochen, ebenso die geplante Interviewsituation sowie eventuelle Probleme im Vorfeld. Sofern noch keine oder nur wenige Erfahrungen mit qualitativen Interviewverfahren vorliegen, lassen sich erste Begegnungen und auch die Interviewsituation selbst in Rollenspielen in der Gruppe erproben.

Insgesamt versuchen wir von Beginn an zu ermuntern, möglichst viele, auch nebensächlich erscheinende Begebenheiten, Assoziationen, Eindrücke etc. in Form von Forschungsnotizen zu dokumentieren, die sich im Rahmen der Auswertung als bedeutungsvoll erweisen können, indem sie u.a. erlauben, im nachhinein Reaktionen auf die Interviewpartner(innen) zu rekonstruieren, die teilweise schon aus der ersten telefonischen Kontaktaufnahme oder der Anfangssequenz des Interviews herrühren und die weitere Einstellung der Deutenden bis hin zur Formulierung von „Schlüsselkategorien“ wesentlich mitbestimmen können (einige „Faustregeln für das Schreiben von Memos“ finden sich bei Strauss 1994, S. 172ff; fruchtbare Hinweise für das Verständnis von Interviewinteraktionen in qualitativen Untersuchungen geben Forschungsarbeiten, die sich mit der Eindrucksbildung im Rahmen psychotherapeutischer Erstinterviews befassen; vgl. z.B. Eckstaedt 1996, Wilke 1992).

Neben Fragen der Themen- und Methodenwahl sind in dieser Phase Verunsicherungen hinsichtlich der (antizipierten) Anforderungen an Wissenschaftlichkeit und Ängste über die eigene Kompetenz, eine wissenschaftliche Arbeit anzufertigen, bedeutsam. Diese verlieren jedoch, wenn sie in der Gruppe thematisiert werden und mit der beginnenden inhaltlichen und methodischen Näherung an die Untersuchungsfrage und den damit sichtbar werdenden ersten Erfolgen und Fortschritten, (vorläufig) an Gewicht.

Zweite Phase: Die Projektwerkstatt als Interpretationsgemeinschaft

Am Beginn der zweiten Phase steht der Versuch, den Deutungsraum möglichst breit zu eröffnen und durch eine erste Annäherung ohne Konsistenz- oder Vollständigkeitsdruck (sowohl für den einzelnen als auch in der Gruppe) verschiedene Verstehensmöglichkeiten zusammenzutragen. Da wir jede Auswertungsstrategie als eine (unumgehbare) Anstrengung verstehen, ein sehr vieldeutiges und schwer überschaubares Material zu ordnen und zu reduzieren, bemühen wir

uns in dieser Phase vor dem individuellen Rückgriff auf spezielle Verfahren, diese Vieldeutigkeit möglichst bewußt zu akzeptieren und zu fördern.

Ausgangspunkt der Einzel- und Gruppenarbeit sind zum einen Tonbandmitschnitte von Interviews, zum anderen Interviewtranskripte und Prä- und Postskripte. Der konkrete Arbeitsprozeß in der PW sieht in der Regel vor, daß alle Teilnehmenden vor dem eigentlichen Besprechungstermin das zu bearbeitende Material lesen und alle während des Lesens auftretenden Deutungsideen, Phantasien, Auffälligkeiten etc. notieren. Zusätzlich wird ein Motto für den Text gewählt, das möglichst prägnant den Gesamteindruck in bezug auf das Gelesene wiedergibt. Die gemeinsame Sitzung wird dann – als Erinnerungshilfe für die einzelnen Forschenden und (bei Bedarf) zur Rekonstruktion des Deutungsprozesses in der Gruppe – auf Band aufgezeichnet: Zunächst werden die Mottos genannt und begründet, daran anschließend die Notizen der einzelnen gesammelt und diskutiert, wobei Art, Heftigkeit und Inhalte des Gesprächs zusätzliche Deutungshinweise ergeben können (zum Umgang mit unterschiedlichen Mottos und Gruppendynamiken s.u.). Im Anschluß daran werden ausgewählte Passagen aus dem Tonbandmitschnitt der Interviewsituation gemeinsam gehört und eventuell neue bzw. veränderte Eindrücke besprochen. Im Unterschied zu Transkripten, die selbst schon im Vergleich zur gelebten Interaktion reduzierte Resultate von Übersetzungs- und Interpretationsleistungen sind (O'Connell & Kowal 1995), bieten Tonbänder z.B. durch die Stimme der Sprechenden (Höhe, Klangfarbe, Sprechgeschwindigkeit) zusätzliche Verstehensmöglichkeiten.

Neben ersten assoziativen Näherungen werden – je nach Instruktion der Einzelforscher(innen) aufgrund von deren Entscheidung für bestimmte Auswertungsverfahren – z.B. einzelne Interviewepisoden oder bestimmte Textabschnitte feinanalytisch (bis hin zu Wort-für-Wort-Analysen) von den PW-Mitgliedern bearbeitet. Ziel dieser Phase ist das Erstellen von Kategorien aus unterschiedlichen Quellen:

- A priori-Kategorien aus der Fragestellung und (soweit vorhanden) dem Leitfaden bzw. einer ersten theoretischen Bestandsaufnahme
- Kategorien aus ersten assoziativen Näherungen an das Material (Transkripte, ausgewählte Bandpassagen, Prä- und Postskripte, Mottos)
- Kategorien aus der Rekonstruktion und Zusammenfassung von (Sub-) Sequenzen bzw. Themen (-folgen)
- Kategorien aus der Deutung zentraler Episoden
- Kategorien entlang ausgewählter Feinanalysen.

In bezug auf die Auswahl von Auswertungsstrategien haben sich zwar im Laufe des Arbeitens Präferenzen und Routinen herausgebildet, gleichwohl obliegt die Entscheidung auch für die Wahl eines Auswertungsverfahrens den

einzelnen Teilnehmenden. Am häufigsten gearbeitet wird mit Varianten der „Grounded Theory“ (Glaser & Strauss 1967); vor allem mit deren Weiterentwicklungen durch Strauss (1994) und Strauss und Corbin (1995). Obwohl wir selbst sowohl einigen erkenntnistheoretischen Implikationen der Grounded Theory als auch ihrer durch Strauss und Corbin vorangetriebenen (und von Glaser kritisierten) Formalisierung eher skeptisch gegenüberstehen, hat sich die Arbeit mit einzelnen Segmenten insbesondere für Anfänger(innen), die sich auf ein einigermaßen klares „Regelgerüst“ angewiesen fühlen, als durchaus sinnvoll erwiesen, zumal die Grounded Theory als innovatives und hypothesengenerierendes Verfahren erlaubt, auch subjektive Ideen der Forschenden in den Verständnisprozeß einzubeziehen und zu organisieren. Da allerdings im Rahmen von Diplomarbeiten oder anderen, kleineren Forschungsarbeiten einige Aspekte der Grounded Theory schon aus zeitlichen Gründen schwerlich einlösbar sind, wird meist auf überarbeitete und teilweise gekürzte Versionen zurückgegriffen, wie sie aus der Abteilung für Klinische Psychologie der TU Berlin bzw. dem dort angesiedelten Forschungsprojekt „ATLAS“ vorgelegt wurden (vgl. u.a. Böhm, Legewie & Muhr 1992, Böhm, Mengel & Muhr 1994, Jaeggi & Faas 1991). Daneben kommt in einigen Fällen – da ebenfalls ein vergleichsweise formalisiertes und damit für Anfänger(innen) gut nachvollziehbares Verfahren – die qualitative Inhaltsanalyse (Mayring 1988) zur Anwendung; seltener Auswertungsverfahren aus dem Bereich der psychoanalytischen Sozialforschung (vgl. z.B. Löchel 1995).

Dritte Phase: Verdichtung der Quellen – Supervision und Interpretation

Im weiteren Verlauf des Arbeitens gibt es mindestens zwei Wege, um aus der Vielfalt der verfügbaren Deutungen Verstehen zu organisieren, wobei die Entscheidung den einzelnen Teilnehmenden obliegt, da die PW vor allem als Begleitung wissenschaftlicher Einzelarbeiten konzipiert ist. Wesentlich für die Wahl scheint zu sein, daß insbesondere während der zweiten Phase subjektive Erfahrungen, Reaktionen und Phantasien nicht als Störungsquelle ausgeschaltet werden müssen, sondern explizit erwünscht sind. Die hieraus folgende, *mehrfache Überflutung* – mit dem Material der Befragten, mit dem eigenen Material und mit dem in der Gruppe produzierten Material – wird meist ambivalent erlebt und teils durch ein vermehrtes individuelles Arbeiten, teils durch zusätzliche Verstehensbemühungen in der Gruppe beantwortet. Im ersten Fall wird die PW, nachdem eigene erste Deutungsüberlegungen durch das berichtete Erleben und die Interpretationen der anderen Teilnehmenden eine Relativierung erfahren haben, vor allem als *Ideen-Supermarkt* genutzt: Die einzelnen ziehen sich

entlang persönlicher, methodischer und theoretischer Präferenzen in die Auswertungsarbeit zurück und stellen zu einem späteren Zeitpunkt die dann ausgearbeiteten Kategoriennetze oder Fallbeispiele zur Diskussion. Da die Organisation der Vieldeutigkeit hierbei dem durch die jeweilige Auswertungsmethode zwar strukturierten, aber gleichwohl individuellen *Erfindungsgeist* obliegt, findet – und zwar je weniger Teilnehmende eigene Anteile am Erhebungs- und Auswertungsprozeß in der PW zu thematisieren bereit sind, desto deutlicher – deren sehr persönliche Verflechtung mit ihrem Thema und in der Gruppe bis hin zur Formulierung von „Schlüsselkategorien“ weitgehend ohne weitere Reflexion Eingang in die Ergebnisdarstellung; allerdings mit einer weitaus größeren Deutungsbreite, als dies bei einsamer Auseinandersetzung mit Interviews der Fall wäre.

Der zweite mögliche Weg besteht darin, die persönliche Betroffenheit vom Interviewmaterial und die Dynamik in der PW auch für den Prozeß der Integration der gewonnenen Deutungen als zusätzliche Reflexionsmöglichkeit in Anspruch zu nehmen. Weiter unten wird an einigen Beispielen erläutert, wie diese Arbeit vollzogen werden kann.

Vierte Phase: Die Projektwerkstatt als Unterstützung und Begleitung

In der Schlußphase begeben sich die einzelnen Forscher(innen) in einen neuen Durchgang mit ihrem Interviewmaterial. Häufig folgen jetzt die im Rahmen der Grounded Theory beschriebenen Arbeitsschritte der systematisierenden Textarbeit sowie eine sukzessive Komparation der Einzelfälle. Soweit notwendig, kann die Gruppe zu jedem Zeitpunkt als Interpretationsgemeinschaft reaktualisiert werden. Im Vordergrund stehen in dieser Phase aber vor allem zwei Funktionen: zum einen die gemeinsame Kommentierung und Diskussion der produzierten Texte, zum anderen die Begleitung und Unterstützung bei teilweise auftretenden Blockaden und Ängsten. Auch hat der gerade mit Blick auf Abgabefristen einsetzende Zeitdruck teilweise ein Überhandnehmen der Forschungsarbeiten über alle anderen Lebensbereiche hinaus und eine in einigen Fällen massive soziale Vereinsamung der Forschenden zur Folge. In diesem Zusammenhang kann die PW gegen die Anonymität des Hochschulalltags eine – so eine wiederkehrende Formulierung – *zeitweilige Heimat* bieten.

Beispiele aus der Arbeit der Projektwerkstatt

Der zunächst eindrucksvollste Effekt des Arbeitens in einer PW ist, daß erkennbar wird, wie sehr auch bei teilweise geübtem Rückgriff auf qualitative Erhebungs- und Auswertungsverfahren die Sichtweisen und biographischen Eigenheiten der einzelnen Forscher(innen) in allen Phasen des Arbeitens eine Rolle spielen. So verweist bereits das individuelle Untersuchungsinteresse auf persönliche, soziale und berufliche Wünsche und Befürchtungen und – in vielen Fällen – auf eine heimliche Frage bzw. Hypothese, die anhand der Arbeit belegt, einen heimlichen Adressaten, der überzeugt, beschwichtigt, verführt oder vorgeführt werden soll. Je mehr es gelingt, diese als biographisch legitime Thematiken in der Gruppe zu veröffentlichen, desto mehr kann Neugier der eigenen Untersuchungsfrage gegenüber sowie die Bereitschaft, sich im Laufe des Forschungsprozesses überraschen zu lassen, an Raum gewinnen.

Ein wichtiges Instrument hierzu ist bereits das *Blitzlicht* zu Beginn jeder Sitzung. Im Unterschied zu Böhm, Legewie und Muhr (1992, S. 15), die für das Blitzlicht in Auswertungsgruppen Festlegungen hinsichtlich der Reihenfolge der Beitragenden („reihum“), der zu erwähnenden Themen („wie es ihm persönlich im Augenblick geht und wie seine Einstellung zur folgenden Arbeitssitzung ist“) und der zu veranschlagenden Zeit vornehmen („strikt beachten: jeder nur zwei Sätze und keine Kommentare – sonst wird das Blitzlicht zum ‚Zeitklau‘“), versuchen wir, möglichst wenige Vorgaben zu machen bzw. schon mit dem im Verlauf des Blitzlichts gelieferten Material zu arbeiten. So erlaubt beispielsweise die Teilnahme der Gruppenleitung an dem Blitzlicht Lenkungs- und Reflexionsmöglichkeiten: Werden insbesondere in der ersten Phase lediglich sachbezogene Themen erwähnt, so besteht die Möglichkeit, durch das Aussprechen tabuisierter „privater“ Anteile auch die persönliche Befindlichkeit als legitime Thematisierung kenntlich zu machen. Ähnliches gilt für Beiträge, die sich auf die Interaktion mit einzelnen in der Gruppe oder auf Befürchtungen, Vermutungen, Phantasien und Wünsche hinsichtlich der Reaktionen einzelner oder der Gruppe beziehen. Auf diese Weise werden Themen, die die Teilnehmenden beschäftigen, aussprechbar, d.h. sie durchziehen (und blockieren) zum einen nicht mehr hinterücks und für andere schwer entzifferbar den Umgang mit den Arbeitsinhalten. Zum anderen können die Anwesenden in für sie problematischen Bereichen Rückmeldung, Unterstützung und Verständnis erlangen, individuelle Strategien und gemeinsame Lösungsversuche können vorgeschlagen und ausprobiert werden. Für den konkreten Auswertungsprozeß ist besonders bedeutsam, daß bereits das Blitzlicht genutzt werden kann, um im nachhinein die subjektiven Befindlichkeiten und den in der PW stattfindenden Gruppenprozeß in Beziehung zu dem jeweils bearbeiteten Thema zu setzen. Insbesondere bei sehr belastendem Interviewmaterial beobachteten wir, daß die Gruppen sich bereits zu diesem frühen

Zeitpunkt um eine erste „Verdauung“ bemühen: So schilderte ein Teilnehmer relativ ausführlich und detailliert von der Schlachtung eines Tieres, die er miterlebt hatte, woraufhin einige sehr lustvoll Erfahrungen mit eigenen „blutigen“ Alltagssituationen berichteten, andere trugen – ähnlich akribisch und teilweise lustvoll – Ekel- und Unlustgefühle bei. Insgesamt war die Gruppe während dieses Blitzlichts vergleichsweise laut, Einzelbeiträge wurden immer wieder durch Lachen kommentiert oder unterbrochen. Im weiteren Verlauf konnten diese Reaktionen auf die der Sitzung vorangegangene, individuelle Beschäftigung mit dem Interview mit einem Sexualstraftäter bezogen werden. Einerseits schien die Gruppe dessen während des Interviewverlaufs vorgenommene Verharmlosung und Bagatellisierung „wiederholt“ zu haben, andererseits wurde auf diese Weise eine erste Annäherung an die Ungeheuerlichkeit der von ihm begangenen Tötungsdelikte unternommen. Die erste Sichtweise eröffnete im weiteren einen Zugang zum Verstehen der wechselseitigen Sozialisation im forensischen Stationsalltag mit dem dort teilweise vorfindbaren Nebeneinander von „Therapieresistenz“ auf seiten der Klientel und „Supervisionsresistenz“ auf seiten des Pflegepersonals. Die zweite half bei dem sehr schwierigen Unterfangen des Verstehens der Täterperspektive mittels eigener Lust- und Ekelerlebnisse.

Was die *Interviewdurchführung* angeht, haben wir uns im Laufe des Arbeitens immer mehr von der Bemühung um die Herstellung einer „idealen Sprechsituation“ entfernt bzw. wir versuchen statt dessen, im nachhinein gemeinsam nachzuvollziehen, wie Interviewinteraktionen zustande kommen und welche Deutungsmöglichkeiten sich hieraus in bezug auf die jeweilige Untersuchungsfrage ergeben können (zum „Benutzen“ der Interviewenden z.B. als „Sprachrohr“ für bestimmte Anliegen der Interviewten vgl. Ciuni 1996). Auch sogenannte Interviewfehler führen nicht dazu, daß Interviewpassagen aus dem Deutungsprozeß als untauglich ausgefiltert werden, sondern sie können als Verstehenshinweise genutzt werden: Im Rahmen einer Untersuchung zur Genese von psychiatrischen Zwangsmaßnahmen ignorierte ein Interviewer die bereits nach kurzer Zeit einsetzenden, zunächst sehr zögernden Versuche seines Gegenübers, das Gespräch zu beenden, da er fürchtete, das Interview dann nicht verwenden zu können. Es folgte eine – in der Nachbetrachtung und insbesondere beim gemeinsamen Hören des Bandes – als quälend empfundene Sequenz, in der beide nicht auf die sehr vorsichtigen, aber fortdauernden Impulse des je anderen reagierten, schließlich endete das Interview mit einer (verbalen) Eruption von seiten des Interviewten. Im folgenden half die Deutung dieser Sequenz die sukzessive Eskalation nachzuvollziehen, die im Falle dieses Mannes schließlich in eine aggressive Aktion mit anschließender Zwangsbehandlung gemündet war.

Vor der in der Psychoanalyse unter den Stichworten Übertragung-Gegenübertragung behandelten Problematik, biographische und aktuelle Anteile der beteiligten Personen zumindest tendenziell und probeweise auseinanderzulösen,

stehen – mit weitaus größeren Schwierigkeiten, da in der Regel nur sehr kurzzeitige Kontakte zu den Beforschten hergestellt werden – auch qualitative Sozialforscher(innen). Eine kleine Hilfe zur Reflexion der eigenen Subjektivität im Deutungsprozeß bietet in der PW der Prozeß der *Mottofindung*. Im Unterschied z.B. zu Legewie (1994), der für eine relativ späte Phase der „Globalauswertung“ rät, je Interview eine „pointierte Überschrift“ zu vergeben, verstehen wir die individuellen Mottos zu einem Interview als erste und sehr persönliche Beziehungsaufnahmen und -stellungen gegenüber einem konkreten, auf eine bestimmte Untersuchungsfrage und in einem bestimmten Untersuchungskontext hervorgebrachten Material. Verfolgt man die über einen längeren Zeitraum an verschiedenen Interviews zu unterschiedlichen Fragestellungen vergebenen Mottos der einzelnen Teilnehmenden, so wird ersichtlich, daß sie immer wieder für sie selbst – wie zusätzliche Gespräche zeigen – biographisch relevante Dimensionen enthalten. In einem Fall gilt die Aufmerksamkeit vor allem Widersprüchen z.B. zwischen gesprochenem Text und der Art der Interviewinteraktionen, in einem anderen überwiegen Mottos, die das Thema Kontakt und Nähe-Distanz fokussieren, eine dritte Person kann sensibilisiert sein für Aktivität und Passivität bzw. Täter- und Opferrollen etc. Diese individuellen, biographisch entwickelten zentralen Dimensionen bzw. Thematiken entfalten sich jedoch in der Interaktion mit einem bestimmten Material; es sind Reaktionen, die durch die Spezifität der Untersuchungsfrage und der am Interview beteiligten Personen nahegelegt werden: durch eine bestimmte Art und Weise, wie die jeweils Interviewten sich den Interviewenden – und späteren Hörer(innen) bzw. Leser(innen) – darbieten, wie sie sich selbst dem oder der anderen gegenüber in bestimmten Rollen präsentieren, der oder dem anderen Rollen „ansinnen“ bzw. diese(n) einladen, auffordern, bitten und drängen, „den vakanten Platz des Rollenangebots zu besetzen“ (Klüwer 1983, S. 833). Die einzelnen Interpret(inn)en in der PW gestalten diesen „vakanten Platz“ jedoch in sehr unterschiedlicher Weise, z.B. indem sie sich im Sinne einer „konkordanten Identifizierung“ in die „Selbsteile“ der Interviewten einzufühlen versuchen oder umgekehrt zu einer „komplementären Identifikation“ – folgt man der psychoanalytischen Terminologie – mit deren „Übertragungsobjekten“ neigen (Racker 1993, S. 158ff.). Das anschließende Zusammentragen und gemeinsame Betrachten des auf diese Weise erschlossenen Deutungsraumes erlaubt wertvolle Einblicke in mögliche (Selbst-) Definitionen und Konzepte der Befragten ebenso wie in potentielle Reaktionen für sie bedeutsamer Umwelten. So kam es z.B. im Verlauf der Besprechung eines Interviews über frühe Mutter-Kind-Interaktionen zu polemisch-polarisierenden Diskussionen, die uns im Rahmen nachfolgender und infolge der Heftigkeit der Auseinandersetzung auch zunächst mühevoller Gesprächsversuche neue Verstehensmöglichkeiten eröffneten. Diese betrafen zum einen die je eigenen, sehr unterschiedlichen biographi-

schen Verstrickungen mit diesem Material und die ausgeprägten Rivalitäten zum damaligen Zeitpunkt der gemeinsamen Gruppengeschichte, zum anderen eine für diese Mutter zentrale Polarisierung zwischen Innen- und Außenwelten (vgl. Roth & Stüwert 1996).

Da es im Laufe der Deutung von unterschiedlichen Interviews zu immer neuen, passageren Identifikationen kommt, sind Situationen besonders auffällig, die sich durch die Heftigkeit der teilweise markant als „ich-fremd“ erlebten, individuellen Emotionen und durch eine Zunahme der Dramatik der Gruppendynamik auszeichnen. Aufgrund unserer bisherigen Erfahrung und in Übereinstimmung mit interaktionellen Gegenübertragungskonzepten scheinen solche „Phasen leidenschaftlichen und regressiven Verstricktseins“ (Mertens 1993, Bd.3, S. 31) auf besonders konflikthafte Beziehungen – in unserem Falle angesichts bestimmten Interviewmaterials – zu verweisen, die in der PW „interpersonell in Szene gesetzt“ (Lamott 1994, S. 191) und auf diese Weise gleichzeitig „entschärft“ und bearbeitet werden können. Als Beispiel sei abschließend auf eine *Gruppen-Inszenierung* im Kontext einer Studie u.a. zu biographischen Faktoren der Narkolepsie-Genese verwiesen.

Während der Besprechung eines Interviews mit einem Narkoleptiker war es zu einer Auseinandersetzung zwischen dem Interviewer und dem jüngsten PW-Teilnehmer gekommen. Nachdem letzterer den zeitweise „männlich-autoritären Interviewstil“ freundlich, aber mit teilweise drastischen Begriffen kritisiert hatte, reagierte der Interviewer in der darauffolgenden Woche gleich zu Beginn des Blitzlichts, da er sich „ausgelacht“ und „verspottet“ gefühlt hatte, mit massiven Angriffen gegen „die weibische Art“ seines Kritikers. Anschließend wandte er sich mit einigen Deutungsüberlegungen in versöhnlich-weichem Ton an die Gruppenleiterin, mit der er bis dahin häufig und teilweise aggressiv zu konkurrieren versucht hatte. Die übrigen Gruppenteilnehmer(innen) wirkten während dessen und im weiteren Verlauf überwiegend bedrückt. Die Gruppenleiterin hatte bereits unmittelbar nach der vorangegangenen Sitzung mit heftigen erotisch-aggressiven Gefühlen dem sehr jungen PW-Teilnehmer gegenüber reagiert; beim Versuch, die eigene Verstrickung zu verstehen, produzierte sie Phantasien, die nahelegten, daß sie mit einigen der Teilnehmenden bestimmte Ausschnitte ihrer Herkunftsfamilie reinszeniert hatte. Spätere Gespräche und Verstehensversuche zeigten, daß die je individuellen Rollenzuweisungen und -übernahmen in dieser „künstlich geschaffenen Familie“ (Lamott 1994, S. 191) nicht beliebig waren, sondern auch für die anderen Beteiligten an biographisch erworbene und relevante Muster ihrer Herkunftsfamilien anschlossen. In diesem Sinne sind die sehr persönlichen und interaktionellen Verstrickungen der Gruppenmitglieder als eine Art Niederschlag der einzelnen und der *Gruppe im Text* zu verstehen. Umgekehrt kann jede Sequenz im Prozeß einer PW jedoch nicht nur auf ihre Bedeutung für die einzelnen Gruppenmitglieder bzw. für die

Gruppe, sondern auch für das gerade besprochene Thema hin betrachtet werden – sie wäre damit Ausdruck einer Dramaturgie, in der (jenseits individueller Intentionen) sich der *Text in der Gruppe* „ereignet“: Im vorliegenden Beispiel handelte der Interviewer in der zweiten Sitzung verbal und szenisch aus einer Identifikation mit dem Interviewten heraus. Dies reichte von bestimmten Wortwahlen (z.B. „weibisch“) über das „Nachstellen“ von Szenen (wie der Interviewte ihm, so zeigte er der Gruppe ein für ihn wichtiges Buch) bis hin zu seiner Wut über die von ihm so erlebte „Häme“ bzw. „Verachtung“ (der Interviewte hatte während des Interviews eher beiläufig Situationen erwähnt, in denen er von Schulkameraden „verspottet“ und „gehänselt“ worden war). Die Gruppenleiterin beantwortete – folgt man der Re-Konstruktion ihrer biographischen Assoziationen – das „Versagen“ des Interviewers („des Mannes“) verächtlich, u.a. ausgedrückt durch ihre Fixierung auf den jüngsten Teilnehmer („das Kind“). Letzter wiederum hatte erotisch-konkurrent und mit „nährischen“ Attacken gegenüber dem Interviewer als dem Vater-Repräsentanten reagiert. Diese Konstellation mit den in ihr ausgelösten Emotionen verwies auf Elemente in der Biographie des Interviewten, die bis dahin in der Deutungsarbeit eher vernachlässigt worden waren: die Geringschätzung, die die Mutter des Interviewten dessen Vater aufgrund seiner niedrigeren gesellschaftlichen Stellung entgegengebracht hatte und die wiederkehrenden Bemühungen des Interviewten, die potentielle Verachtung ihm wichtiger Bezugspersonen (Mutter, Schulkameraden, Ehefrau, Arbeitskolleg[inn]en) abzuwenden etc. Eine zusätzliche Interpretationsperspektive folgt aus einem weiteren Blickwechsel auf das Geflecht der beteiligten Rollen: Hiernach befindet sich die Gruppenleiterin nicht mehr in einer komplementären, sondern in einer konkordanten Identifikation mit dem Interviewten, der selbst den Lehrerberuf ausübt. Die von ihr aufgrund des Alters- und Statusunterschiedes als bedrohlich erlebten emotionalen Reaktionen gelten dann dem Lernenden bzw. Schüler und können als Hinweis auf erotische und aggressive Phantasien und Wünsche des Interviewten gelesen werden, die durch narkoleptische Symptome gebannt werden sollen. Diese Deutung wird unterstützt durch einige Sequenzen über Klassenfahrten mit Schüler(inne)n, das Erwähnen von Kindern in einem zeitlichen Zusammenhang mit dem Ausbruch der Narkolepsie und die massive Belebung der „Mißbrauchs-Thematik“ in der PW, die bis dahin in dieser Gruppe keine Rolle gespielt hatte. Obwohl die hier aus Platzgründen nur angedeutete Lesart nicht die einzige denkbare ist, wurde sie als mögliche erst durch die besondere Gruppen-Inszenierung nahegelegt. Sie sensibilisierte zudem für die bis dahin von uns übergangene Bedeutsamkeit einer sehr spezifischen, berufsbiographischen Wahl, verbunden mit einem engen, hierarchischen und tabuisierten Beziehungsgefüge, auch bei einigen anderen Narkoleptiker(inne)n.

Schlußbemerkungen

Qualitative Forschung bedeutet ein durch methodische Verfahrensregeln vergleichsweise wenig strukturiertes und geschütztes Aufeinandertreffen von Subjekten mit Subjekten. Forscher(innen), die diesen Weg wählen, werden bereits durch die relative Offenheit ihrer Erhebungsverfahren mit potentiell belastendem und bedrohlichem Material konfrontiert, ihren Auswertungsstrategien haftet weiterhin der Geruch des bloß Subjektiven, Unwissenschaftlichen an. Auch aus diesem Grund wird immer wieder auch von qualitativer Seite gefordert, Perspektiven sollten „trianguliert“, Deutungen „intersubjektiv validiert“ werden. Bisher sind Versuche, diese Forderungen umzusetzen, sehr selten.

Von der *Projektwerkstatt*, ursprünglich als arbeitstechnische Erleichterung bei der Betreuung von Diplomarbeiten entstanden, erhofften wir einige Zeit, daß sie zu „richtigeren“ Deutungen, zu einer „wissenschaftlicheren“ Art qualitativen Arbeitens würde beitragen können. Auftretende Probleme begründeten wir mit den „Kinderkrankheiten“ eines solchen Versuches und mit persönlichen oder lokalen Beschränkungen. Mittlerweile ist uns deutlich geworden, wie sehr diese ersten Überlegungen einem uns zunächst nicht bewußten Festhalten an einem an traditionellen Gütekriterien orientierten Wissenschaftsbegriff geschuldet waren. Wir vermuten – auch infolge des Arbeitens in und mit der PW – daß der Wunsch nach nicht- oder möglichst wenig kontaminierten Daten oder „Rekonstruktionen“ auch im Rahmen von Deutungsgruppen nicht einlösbar ist, selbst wenn diese intensiv und über längere Zeit am gleichen Material arbeiten und z.B. in bezug auf ihren (erkenntnis-) theoretischen Hintergrund einigermaßen heterogen zusammengesetzt sind. Die eingangs erwähnte Annahme, daß Human- und Sozialwissenschaften in aller Regel autobiographisches Material produzieren, das (meist hinter dem Rücken der Forschenden) am jeweiligen Untersuchungsgegenstand und in wissenschafts(sub)kulturell naheliegender Weise entfaltet wird, trifft insoweit auch die Arbeit in Deutungsgruppen: Forschende rekonstruieren nicht „sine ira et studio“, jenseits persönlicher und institutioneller Bindungen und Verflechtungen, was „eigentlich“ (gewesen) ist. Das gilt – ohne es an dieser Stelle weiter ausführen zu können – auch für sachlich und wertfrei sich gerierende quantitative Unternehmungen. Am Ende der variablenpsychologischen „Behandlung“ bleiben fast nur mehr leblose Fragmente – Überbleibsel einer Forschungsorientierung, die Hans Albert (1975), ein besonderer psychoanalytischer oder qualitativ-psychologischer Neigungen eher unverdächtig Philosoph, sehr treffend als „Analempirismus“ diagnostiziert hat. Die autobiographischen Spuren einzelner finden sich hier vor allem im gemeinsamen und stark hierarchisch strukturierten Ritual der geleisteten Zerstückelungs- und Säuberungsarbeit.

Im Unterschied hierzu bringt qualitative Arbeit an biographischem Material Neuschöpfungen hervor, Konstruktionen, die sich auf „die psychische Lebensgeschichte von Individuen [beziehen], in der Wahrnehmung und Phantasie unauflösbar miteinander amalgamiert“ (Teising 1994, S. 28) sind und deren Erzählung zusätzlich den Herstellungsbedingungen einer je konkreten Erhebungssituation unterliegt. Wie Personen in (berufs-) biographisch unterschiedlicher Weise auf diese „Erzählungen“ und ihre potentielle Bedeutungsvielfalt Bezug nehmen, kann erst ersichtlich werden, wenn verschiedene Interpret(inn)en die Arbeit gemeinsam vollziehen. Gleichwohl bleibt der Raum, der durch dieses Vorgehen eröffnet wird, „weder der des *das bedeutet nichts*, noch der des *das bedeutet das*, sondern der des *das könnte das bedeuten*“ (Wegner 1994, S. 61): Was entstehen kann sind Versuche, anstelle des „monotonen Singsangs“ einer einzigen wissenschaftlichen (und eigentlich autobiographischen) „autoritativen Stimme“ (Tedlock 1993, S. 282) die potentielle Vielstimmigkeit von Deutungen hörbar zu machen und darüber hinaus die Inszenierungen der Gruppe und in der Gruppe zu nutzen, um zu Hinweisen und „nützlichen Metaphern“ (Mertens 1993, Bd. 3, S. 62) zu gelangen, die einzelne Interpret(inn)en schwerlich hervorbringen könnten.

Literatur

- Albert, H. (1975). Traktat über kritische Vernunft (3. Aufl.). Tübingen: Mohr.
- Bergold, J.B. & Flick, U. (Hrsg.) (1987). Einsichten. Zugänge zur Sicht des Subjekts mittels qualitativer Forschung. Tübingen: DGVT.
- Böhm, A., Legewie, H. & Muhr, T. (1992). Textinterpretation und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften – Lehr- und Arbeitsmaterialien zur Grounded Theory. IFP ATLAS, TU Berlin, Bericht 92–3.
- Böhm, A., Mengel, A. & Muhr, T. (Hrsg.) (1994). Texte verstehen. Konzepte, Methoden, Werkzeuge. Konstanz: UVK.
- Bonß, W. & Hartmann, H. (Hrsg.) (1985). Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung. Soziale Welt, Sonderband 3. Göttingen: Schwartz.
- Breuer, F. (1989). Die Relativität der Realität. Zur erkenntnis- und praxisbezogenen Produktivität differentieller Sehweisen der „Wirklichkeit“. In I. Beerlage & E.M. Fehre (Hrsg.), Praxisforschung zwischen Intuition und Institution (S. 57–69). Tübingen: DGVT.
- Breuer, F. (Hrsg.) (1996a). Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, F. (1996b). Theoretische und methodologische Grundlinien unseres Forschungsstils. In F. Breuer (Hrsg.), Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils (S. 14–40). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, F. (1996c). Schritte des Arbeitsprozesses unter unserem Forschungsstil. In F. Breuer (Hrsg.), Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils (S. 79–173). Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Ciuni, U. (1996). Enthospitalisierung – die Sicht der Betroffenen. Unv. Diplomarbeit, Institut für Klinische Psychologie, Psychologische Diagnostik und Gemeindepsychologie, FU Berlin.
- Cohn, R.C. (1991). Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion. Von der Behandlung einzelner zu einer Pädagogik für alle (10. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Devereux, G. (1992). Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften (3. Aufl.). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Eckstaedt, A. (1996). Die Kunst des Anfangs. Psychoanalytische Erstgespräche (2. Aufl.). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fleck, C. (1992). Vom „Neuanfang“ zur Disziplin? Überlegungen zur deutschsprachigen qualitativen Sozialforschung anlässlich einiger neuer Lehrbücher. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 44, 747–765.
- Flick, U. (1991). Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In U. Flick, E. v. Kardorff, H. Keupp, L. v. Rosenstiel & S. Wolff (Hrsg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen* (S. 147–173). München: Psychologie Verlags Union.
- Flick, U., v. Kardorff, E., Keupp, H., v. Rosenstiel, L. & Wolff, S. (Hrsg.) (1991). *Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. München: Psychologie Verlags Union.
- Fuchs, M. & Berg, E. (1993). Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation. In E. Berg & M. Fuchs (Hrsg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation* (S. 11–108). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Glaser, B.G. & Strauss, A.L. (1967). *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research*. New York: Aldine.
- Jaeggi, E. & Faas, A. (1991). Denkverbote gibt es nicht! Vorschläge zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten/Texte. Arbeitsmaterialien der Abt. Klinische Psychologie, TU Berlin.
- Klüwer, R. (1983). Agieren und Mitagieren. *Psyche*, 37, 828–840.
- La Barre, W. (1992). Vorwort. In G. Devereux, *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* (3. Aufl., S. 9–12). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lamott, F. (1994) Übertragung – Gegenübertragung. In R. Haubl & F. Lamott, F. (Hrsg.), *Handbuch Gruppenanalyse* (S. 181–194). Berlin: Quintessenz.
- Langmaack, B. (1991). *Themenzentrierte Interaktion. Einführende Texte rund ums Dreieck*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Langmaack, B. & Braune-Krickau, M. (1993). *Wie die Gruppe laufen lernt. Anregungen zum Planen und Leiten von Gruppen* (4. Aufl.). Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union.
- Legewie, H. (1994). Globalauswertung von Dokumenten. In A. Böhm, A. Mengel & T. Muhr (Hrsg.), *Texte verstehen. Konzepte, Methoden, Werkzeuge* (S. 177–182). Konstanz: UVK.
- Löchel, E. (1995). *Technik zwischen Text und Szene. Psychodynamik und Geschlechterdifferenz in der Beziehung zum Computer*. Habilitationsschrift, Universität Bremen.
- Mann, R. & Thomas, K. (1991). TZI an der Hochschule. Gegen akademische Trockenheit. In B. Langmaack, *Themenzentrierte Interaktion. Einführende Texte rund ums Dreieck* (S. 152–156). Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Mayring, P. (1988). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (2. Aufl.). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Mertens, W. (1993). *Einführung in die psychoanalytische Therapie, Bde.1–3* (2. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Mruck, K. & Mey, G. (1996a). Qualitative Forschung und das Fortleben des Phantoms der Störungsfreiheit. *Journal für Psychologie*, 4(3), 3–21.

- Mruck, K. & Mey, G. (1996b). Überlegungen zu qualitativer Methodologie und qualitativer Forschungspraxis – die Kehrseite psychologischer Forschungsberichte. Forschungsbericht aus dem Institut für Psychologie der TU Berlin, Nr. 1/96.
- O'Connell, D.C. & Kowal, S. (1995). Basic Principles of Transcription. In J.A. Smith, R. Harré & L. Van Langenhove (Hrsg.), *Rethinking Methods in Psychology* (S. 93–105). London: Sage.
- Perger, J. (1996). Vorabmanuskript Habilitationsschrift, Philosophische Fakultät, Universität Innsbruck.
- Popper, K.R. (1984). *Logik der Forschung* (8. Aufl.). Tübingen: Mohr.
- Rabinow, P. (1993). Repräsentationen sind soziale Tatsachen. Moderne und Postmoderne in der Anthropologie. In E. Berg & M. Fuchs (Hrsg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation* (S. 158–199). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Racker, H. (1993). Übertragung und Gegenübertragung. Studien zur psychoanalytischen Technik (4. Aufl.). München: Reinhardt.
- Rauschenbach, B. (1991). Nicht ohne mich. Vom Eigensinn des Subjekts im Erkenntnisprozeß. Frankfurt/M.: Campus.
- Rauschenbach, B. (1996). Von uns selbst aber sprechen wir. Störenfried Subjektivität als Symptom und Methode unserer Zeit. In M. Heinze & S. Priebe (Hrsg.), *Störenfried „Subjektivität“*. Subjektivität und Objektivität als Begriffe psychiatrischen Denkens. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Reason, P. & Heron, J. (1995). Co-operative Inquiry. In J.A. Smith, R. Harré & L. Van Langenhove (Hrsg.), *Rethinking Methods in Psychology* (S. 122–142). London: Sage.
- Roth, A. & Stüwert, A. (1996). Rund ums Tragen – Eine empirische Studie über die Befindlichkeit von Müttern, die sich vorgenommen haben, ihr Kind kontinuierlich am Körper zu tragen. Unv. Diplomarbeit, Institut für Klinische Psychologie, Psychologische Diagnostik und Gemeindeforschung, FU Berlin.
- Schäfer, J. (1995). Glossar qualitativer Verfahren. Veröffentlichungsreihe des Berliner Forschungsverbundes Public Health, Nr. 95–1.
- Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13, 283–293.
- Smith, J.A., Harré, R. & Van Langenhove, L. (Hrsg.) (1995a). *Rethinking Psychology*. London: Sage.
- Smith, J.A., Harré, R. & Van Langenhove, L. (Hrsg.) (1995b). *Rethinking Methods in Psychology*. London: Sage.
- Strauss, A.L. (1994). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung*. München: Fink.
- Strauss, A.L. & Corbin, J. (1995). *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Tedlock, D. (1993). Fragen zur dialogischen Anthropologie. In E. Berg & M. Fuchs (Hrsg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation* (S. 269–287). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Teising, M. (1994). Die Bedeutung der Säuglingsbeobachtung für die Psychoanalyse am Beispiel von D. Stern: Die Lebenserfahrung des Säuglings. In C. Frank (Hrsg.), *Wege zur Deutung. Verstehensprozesse in der Psychoanalyse* (S. 17–31). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Volmerg, B. (1988). Erkenntnistheoretische Grundsätze interpretativer Sozialforschung in der Perspektive eines psychoanalytisch reflektierten Selbst- und Fremdverstehens. In T. Leithäuser & B. Volmerg, *Psychoanalyse in der Sozialforschung* (S. 131–179). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Wegner, P. (1994). Von der freien Assoziation zur Gegenübertragung. In C. Frank (Hrsg.), *Wege zur Deutung. Verstehensprozesse in der Psychoanalyse* (S. 54–71). Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Wilke, S. (1992). Die erste Begegnung. Eine konversations- und inhaltsanalytische Untersuchung der Interaktion im psychoanalytischen Erstgespräch. Heidelberg: Asanger.
- Wolff, S. & Meier, C. (1995). Das konversationsanalytische Mikroskop: Beobachtungen zu minimalen Redeannahmen und Fokussierungen im Verlauf eines Therapiegesprächs. In M.B. Buchholz (Hrsg.), Psychotherapeutische Interaktion. Qualitative Studien zu Konversation und Metapher, Plan und Geste (S. 49–91). Opladen: Westdeutscher Verlag.